

Max Bergengruen (Basel)

In und außerhalb der Zeit

Ulrike Hagel, *Elliptische Zeiträume des Erzählens*. Jean Paul und die Aporien der Idylle, Königshausen und Neumann: Würzburg, 2003. 288 S., Gh, 38,00 €

Jean Pauls bekannter Satz aus der *Vorschule der Ästhetik*, dass die Idylle als „epische Darstellung des Vollglücks in der Beschränkung“ (JP I.5, 258)¹ zu verstehen sei, kann mit Recht als mysteriös bezeichnet werden. Und da das Mysterium immer seine Offenbarer auf den Plan gerufen hat, so hat auch dieser Satz Generationen von Literaturwissenschaftlern an den Schreibtisch ge- und in tiefes Nachdenken versetzt. Man könnte also annehmen, dass zu diesem Thema nichts mehr zu sagen wäre, doch die Dissertation von Ulrike Hagel, *Elliptische Zeiträume des Erzählens*, belehrt ihre Leser eines Besseren.

Aufbauend auf einer Idee von Renate Böschstein-Schäfer² hat es sich die Autorin, die ihre Arbeit im Rahmen des Frankfurter Graduiertenkollegs „Zeiterfahrung und ästhetische Wahrnehmung“ geschrieben hat, zur Aufgabe gemacht, den be-

sagten Satz zeittheoretisch zu reformulieren. Das heißt, dass sie das „Vollglück“ als eine Art von Ausstieg aus der Zeit durch eine Hingabe an das *vöv*, also an die unmittelbare Gegenwart, versteht. Die „Beschränkung“ wird nun von Hagel analytisch und nicht synthetisch ins Verhältnis zum Vollglück gesetzt, d.h., dass ihrer Meinung nach die Fähigkeit zur Hingabe an die Gegenwart nicht anders als beschränkt gedacht werden kann, da sie einen Bezug auf das Abwesende, also Vergangenheit und Zukunft, von vornherein unterbindet.

Diese Prämisse wird im ersten Teil der Arbeit mit Jean Pauls poetologischer Schrift *Über die natürliche Magie der Einbildungskraft*, die ja, wie eine Art Leseanweisung, an eine der Idyllen, nämlich das *Leben des Quintus Fixlein*, angeheftet ist, untermauert. Entscheidend sind für Hagel die Begriffe Phantasie bzw. Einbildungskraft (die in dieser Schrift,

¹ Ich zitiere nach der Ausgabe, Jean Paul (1959-1985), *Werke*, hg. von Norbert Miller, 10 Bde., München: Carl Hanser.

² Renate Böschstein-Schäfer (†1977), *Idylle*, Stuttgart: Metzler, S. 9: „Der dahinter sich verborgene Versuch, die Zeit aus der menschlichen Existenz auszuschließen, ist wohl der interessanteste Gesichtspunkt, unter dem die Idylle betrachtet werden kann“ (zitiert bei Ulrike Hagel, S. 9).

nicht jedoch in der *Vorschule der Ästhetik*, promiscue verwandt werden), da sie in ihnen den Schlüssel für Jean Pauls Zeittheorie gefunden zu haben glaubt. Bekanntlich schließt Jean Paul in *Über die natürliche Magie der Einbildungskraft*, wenn auch auf eine etwas befremdliche Weise, an Kants *Kritik der reinen Vernunft* an („wie Kant genug erwiesen“; JP I.5, 195). Dementsprechend muss die Zeit bei ihm also wie der Raum als „reine Form[] aller sinnlichen Anschauung“ (KrV A 39) verstanden werden, aber nicht, wie beim Raum, nach außen, sondern nach innen gerichtet. Das heißt: Die Zeit ist die „Form des inneren Sinnes, d. i. des Anschauens unserer selbst und unsers innern Zustandes“ (KrV A 33). Soweit Jean Paul mit Kant. Gleichzeitig amalgamiert Jean Paul (das meinte ich mit ‚befremdlich‘) die beiden Teile des Urteils, die Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* sorgsam geschieden sehen möchte, so dass er in einem zweiten Schritt die „Einbildungskraft“ bzw. die „Phantasie“ (JP I.3, 195) mit diesem inneren Sinn, der ja eigentlich dem Bereich der Anschauung zugeordnet ist, gleichsetzt.

Dementsprechend ist es vollkommen einleuchtend, wenn Hagel die Phantasie bzw. die Einbildungskraft bei Jean Paul als dasjenige Vermögen charakterisiert, das den Zeitprozess in Gang setzt und sich ihm zugleich unterordnet: „Die Phantasie bewegt sich in [...] konfiguralen Zeiträumen, d.h., sie erschafft sie und schreitet sie zugleich aus“ (S. 48). Diese zeitliche Kraft der Phantasie gewinnt Hagel vor allem der Behauptung Jean Pauls ab, „daß unser bekanntes Ich die *Sukzession* in der Phantasie (wie das *Simul-*

taneum in der Empfindung) ordnet und regelt“ (JP I.4, 196). Will heißen: Die Phantasie ist dasjenige Vermögen, das im Gegensatz zu Sinnen und Gedächtnis die empfundene Gegenwart durch „endlose Vor- und Rückblicke“ zu „Zeitlinien spinnen und zur unendlichen Fläche verweben“ kann (S. 79), also „alle drei Zeithorizonte“ – Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft – „in sich vereinigt“ (S. 72).

Diese Form von Phantasie kann natürlich den Helden der Idylle nicht zugesprochen werden, da sie ja, Hagels These zu Folge, gerade keine Fähigkeit zum Verständnis ihrer Gegenwart als Teil der Zeitläufe besitzen. Diese „Einschränkung“ des Vollglücks setzt sie dementsprechend mit dem ebenfalls in *Über die natürliche Magie der Einbildungskraft* charakterisierten „Gedächtnis“ gleich, da dieses als „eingeschränkte Phantasie“ (JP I.4, 195) definiert wird. Die Protagonisten der Idylle sind in Hagels Lesart lediglich in der Lage, einen „Gegenstand“ im „bloße[n] Ein- und Vorbilden [...] abgerissen“ darzustellen (ebd.) – wenn überhaupt. Recht eigentlich sind Wutz und Fixlein nämlich, historisch gesprochen, Narren und Dummköpfe, denen überhaupt kein Zeitverständnis, sondern – hier macht Hagel eine Anleihe aus dem *Titan* – lediglich ein Erleben „*tierische[r]* Gegenwart“ (JP I.3, 221) zugebilligt werden kann.

Soweit die Idylle als Gegenstand des Erzählens und soweit der erste Teil des Buches. Im zweiten Teil beschäftigt sich Hagel nun mit der Idylle als Schreibweise. Sie verbindet dabei Derridas Theorie der Temporisation mit dem Phantasie-Begriff Jean Pauls. Das kommt nicht ganz unerwartet, hat sie doch diesem Pro-

jekt im ersten Teil schon vorgearbeitet, wenn sie, ohne das allerdings kenntlich zu machen, ihre Analyse der Poetik Jean Pauls auf der Folie Heideggers entwickelt. Denn Wutz' und Fixleins Zeitbegriff entspricht in allen Punkten dem, was Heidegger die „vulgäre Zeiterfahrung und Zeitauslegung“ nennt.³ Damit sind die beiden Helden der Jean Paulschen Idylle übrigens in keiner schlechten Gesellschaft, denn Heidegger, der Philosophie nur über Feindbilder entwickeln kann und sich dabei nicht die schlechtesten Feinde aussucht, hat niemand anderen als Hegel und Aristoteles als Vertreter des vulgären Zeitbegriffs ausersehen. Diese beiden Autoren begehen nämlich nach Heidegger auf theoretischem Wege genau den gleichen Fehler, den Hagel im Lebensvollzug der Protagonisten der Idylle ausmacht: „Die Zeit wird primär aus dem Jetzt verstanden“.⁴ Nur dass Hagel Heidegger noch einmal überbietet und die Negation von „Vergangenheits- und Zukunftsbewusstsein“ (S. 110) nicht mehr als vulgäre, sondern als gar keine Zeiterfahrung charakterisiert.

Hagels weiterführende Überlegungen gehen nun in die Richtung, dass sie das Schreiben von Idyllen, im Gegensatz zu deren Gegenstand, sehr wohl als Verzeitlichung verstanden haben möchte. Das lässt sich gut mit Jean Paul begründen, da das Niederschreiben von Idyllen, wie von allen anderen literarischen Texten auch, natürlich in den Herrschaftsbereich der

Phantasie, also des Jean Paulschen Zeit-Sinns, fällt. In eine ähnliche Richtung weist Hagels Derrida-Lektüre: Die Gabe der Phantasie, die das Idyll beschreibt, ist einerseits Präsent bzw. präsent, andererseits aber „sprengt [sie] als zugleich Gegenwärtiges und Nicht-Gegenwärtiges [...] die [...] Beschränkung auf“ (S. 168).

Das heißt – und damit nähern wir uns der entscheidenden These des Buches – die idyllische Schreibweise bringt sich sehenden Auges in ein paradoxales Verhältnis zu ihrem Gegenstand: Dieser ist, wie oben ausgeführt, durch einen Sprung aus der Zeit, verstanden als höchste Form ihrer Vulgarisierung, charakterisiert; die Schreibweise arbeitet hingegen mit einem sehr starken Begriff von Zeitlichkeit, da sie durch die ihr zugrunde liegende Phantasie eben gerade nicht das Anwesende und die Gegenwart, sondern das Abwesende konstituiert und sich in ihm bewegt. Und genau das ist ja bekanntlich auch Derridas Pointe gegenüber Heideggers pauschalem Vulgarisierungsvorwurf: Kein Philosoph, so Derrida, auch nicht die von Heidegger geschmähten Herren Aristoteles und Hegel, arbeitet grundsätzlich nur vulgär, sondern muss, auch wenn er beim *vúv* ansetzt, dieses von einem Abwesenden, d.h. von einer Vor- und Nachzeitigkeit, her denken. Und diese Form von Dialektik bzw. genauer: Aufhebung der Differenz von Gegenwärtigkeit und Nicht-Gegenwärtigkeit nennt Derrida *différance* oder Bahnung einer Spur.⁵

³ Martin Heidegger (182001), *Sein und Zeit*, Tübingen: Max Niemeyer, S. 431.

⁴ Ebd.

⁵ Vgl. hierzu Jacques Derrida (1988), „Ousia und Gramme. Notiz über eine Fußnote in ‚Sein und Zeit‘“, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, übers. von Günther R. Sigl, hg. von Peter Engelmann, Wien: Passagen, S. 53-84, S. 83f.

Und in diesem Sinne scheint auch Hagel die Idyllen Jean Pauls aufzufassen: Sie versteht sie erstens als Paradoxie, da sie durch ihren Gegenstand auf das Rein-Gegenwärtige, durch ihre phantastische Schreibweise auf das Abwesende (in dieser Art von Schreiben „fällt Gegenwart aus“; S. 201) bezogen sind. Zweitens sieht sie aus dieser Paradoxie die Dynamik eines unendlichen Aufschubs der Schreibbewegung erwachsen, den sie, da sie sowohl der vergangenen wie der zukünftigen Abwesenheit gerecht werden will, noch einmal in zwei Varianten unterteilt: Präzeption und Rezeption, also narrative Vorgängigkeit (die Notwendigkeit, die Geschichte von ihrem noch nicht erreichten Ende her zu denken) und Nachgängigkeit (die Unmöglichkeit, das Erzählte in der Erzählung je einholen zu können).

Damit ist Ulrike Hagel meiner Ansicht nach eine theoretisch anspruchsvolle Beschreibung der Idylle bzw. der idyllischen Beschreibung des Idylls bei Jean Paul gelungen, die nicht nur innerhalb des eigenen Theorie-Gebäudes stimmig ist, sondern auch mit Jean Pauls Vorgaben zur Deckung kommt. Das ist alles andere als selbstverständlich für eine Dissertation, insbesondere dann, wenn es sich um eine Auseinandersetzung mit zwei nicht eben widerspruchsfreien Autoren wie Derrida auf Theorie- und Jean Paul auf Literaturebene handelt. Trotz oder gerade wegen der Hochachtung, die ich der Autorin entgegenbringe, möchte

ich im Folgenden einige kritische Bemerkungen folgen lassen, die vielleicht etwas mehr als nur Annotationen darstellen.

Was in der Arbeit nicht besonders stark hervorgehoben wird, ist das diskursive Umfeld, in dem Jean Paul sich befindet. Das führt manchmal zu Aussagen, die einer historischen Relektüre nicht standhalten können. Es ist z.B. schlichtweg falsch, dass, wie Hagel behauptet, Natürliche Magie um 1800 nichts anderes als Physik meine (S. 38). Erstens steht das so nicht, wie Hagel schreibt, im *Zedler* und zweitens ist Jean Paul in diesem Punkt wesentlich genauer und vor allem: up to date informiert.⁶ Die natürliche Magie ist ursprünglich eine Renaissance-Wissenschaft, die mit dem Newtonianischen Verständnis der Physik des ausgehenden 18. Jahrhunderts von ihren Prämissen her nicht zu vereinbaren ist. Wenn das doch versucht wird – z.B. in Wieglebs Umschreibung von Martius' *Natürlicher Magie* – dann hat man es mit einem eingeschlossenen Ausschluss in historischer Staffelfung zu tun, nicht aber mit einer einfachen Gleichung.

Diese Differenz scheint mir weitreichende Folgen zu haben. Jean Pauls Verständnis der natürlichen Magie profitiert nämlich von der geschilderten Metaphysik ohne Bleiberecht, die sich beim Transfer in die Literatur nicht im geringsten verliert – ganz im Gegenteil: Die literarische Magie lässt sich, wie Jean Paul in der *Vorschule* ausführt, weder physika-

⁶ Vgl. hierzu Vf. (2000), „Heißbrennende Hohlspiegel“. Wie Jean Paul durch die optische Magie seine Poetik sichtbar macht“, in: Harald Neumeyer/Thomas Lange (Hg.), *Die Künste und die Wissenschaften*, Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 19-39.

lisch auflösen, noch bleibt sie dem Wunderbaren der Außenwelt verhaftet. Die eingeschlossene Ausnahme erlaubt einen dritten „Ausweg“ (JP I.5, 44), der darin besteht, das Wunder „in die Seele [zu] lege[n], wo allein es neben Gott wohnen kann“ (JP I.5, 44f.). Das heißt, Jean Paul öffnet mit der literarischen Phantasie Türen zu einem Bereich, der sich mit Heidegger und Derrida, die sich, auf unterschiedliche Weise, als Überwinder der Metaphysik sehen, nicht begehen lässt. Jean Paul ist es nämlich nicht nur um das Sein als Bedingung des Seienden, sondern – das hat viel mit seiner Auseinandersetzung mit Jacobi zu tun – um dessen göttliche Bedingtheit zu tun; und die Phantasie ist ihm ein Königsweg dazu. Das ist nicht so zu verstehen, dass man mit der Phantasie in die zweite Welt – das Leben nach dem Tod, bei oder nahe Gott – vordringen könnte, aber man kann mit ihr eine der zweiten Welt ähnliche Landschaft im Geiste und in der Literatur aufzeichnen, über die sich die wirkliche erahnen lässt: „Unsere Landkarten vom Wahrheits- und Geisterreiche sind die Landkartensteine, welche Ruinen und Dörfer abbilden; diese sind *erlogen*, aber doch *ähnlich*“ (JP I.3, 562f.), heißt es programmatisch im *Titan*.

Und diese auf der Basis von Ähnlichkeit erzeugte Ahnung des „Wahrheits- und Geisterreiche[s]“ ist nicht als ein Sein der Zeit, nicht als die Verbindung von Zukunft und Vergangenheit mit dem Jetzt, sondern als die Bedingung der Zeit, zu verstehen

und damit nicht als Zeit selbst. Ein Mensch, der „Gott in sich“ besitzt, so der Hofprediger Spener aus dem *Titan*, muss sich nicht nur „auf die *Ewigkeit* zubereiten“, sondern kann diese auch schon jetzt „in sich pflanzen“ (JP I.3, 827, Hervorh. v. mir). Denn nähme man, so lassen sich Jean Pauls Überlegungen zum Verhältnis von Zeit und Phantasie zusammenfassen, nicht eine überzeitliche Ebene als Bedingung alles Bedingten an, so handelte man sich, um mit Jacobi zu sprechen, den „ungereimte[n] Begriff einer *ewigen Zeit*“⁷ ein. Will heißen: Mit der Phantasie stellt man, soviel sei Hagel zugegeben, einerseits einen nicht-vulgären Zeitbegriff her, der Vergangenheit und Zukunft denk- und schreibbar werden lässt, andererseits – und ich möchte behaupten: das ist das Entscheidende bei Jean Paul – erwirbt man mit der phantastischen oder literarischen Arbeit einen Aufweis einer nicht-zeitlichen Bedingung allen Zeit-Verstehens.

Mit diesem Kritikpunkt hängt ein zweiter eng zusammen: Hagel macht in ihrer Analyse des Satzes, dass die Idylle „*Vollglück*[] in der *Beschränkung*“ sei – ich deutete es oben an – vor allem den zweiten Teil, die „*Beschränkung*“, stark, indem sie diese in das Vollglück von Anfang an hineinliest. Das ist meines Erachtens eine Folge der über Derrida transportierten Pejoration („vulgär“) eines Zeitverständnisses des Augenblicks oder des Momentanen bei Heidegger (vgl. S. 167, wo Hagel Derrida zitiert, der wiederum Heidegger mit

⁷ Friedrich Heinrich Jacobi (1998), *Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn*, in: ders., *Werke*, hg. von K. Hammacher/W. Jaeschke, Hamburg: Meiner, Bd. I.1, S. 257.

genau diesem Begriff zitiert). Es liegt jedoch eigentlich näher – und so ist es bei Böschstein-Schäfer meines Erachtens auch gedacht – das „Vollglück“, durchaus unter zeittheoretischer Perspektive, stark zu machen – und zwar bevor man es als beschränkt liest: Sich in den Augenblick zu versenken, das ewige Spiel der Einordnung des Anwesenden in ein abwesendes Früher und Später zu vergessen – das ist in der Tat „Vollglück“. Mögen die Protagonisten der Jean Paulschen Idyllen von außen gesehen Dummköpfe und Narren sein, aus der Innenperspektive transportieren sie ein hohes Gut: die Fähigkeit zum, wenn auch nur virtuellen, Ausstieg aus der ewigen Sukzession, die uns der innere Sinn (verstanden als natürliches Vermögen) tagtäglich tyrannisch auferlegt.

Nimmt man die von mir vorgebrachten Argumente zusammen, dann weisen idyllische Schreibweise und idyllischer Gegenstand keine

différance im Sinne Derridas auf, sondern zeigen sich als die zwei Seiten einer metaphysischen Münze, mit der man nur im Währungsgebiet außerhalb der Zeit zahlen kann: Während ein Held wie Albano und ein Erzähler „Jean Paul“ (nicht zu verwechseln mit Jean Paul) sich über ihre Phantasie und deren Gabe des Aufweises via Ähnlichkeit einen Zugang zum Übernatürlichen und damit zum Ausstieg aus der Zeit verschaffen, wagen die Protagonisten der Idylle diesen Ausstieg auf der genau gegenüber liegenden Seite der metaphysischen Hierarchie: in und mit ihrer sinnlichen Hingabe an das Anwesende und damit, zeitlich gesprochen, an das Jetzt. Das Paradox des idyllischen Erzählens, das Hagel so eindrucksvoll für die Zeit herausgearbeitet hat, erweist sich *sub specie aeternitatis* – und die sollte man bei einem Metaphysiker wie Jean Paul nie unberücksichtigt lassen – als *coincidentia oppositorum*.